

Vom Weit-sein. Von Béla Balász

Zypressen, Palmen, Wüstenland? Sie sind uns aus Bilderbüchern seit unserer Kindheit vertraut. Aber wie geschieht es, daß dieselbe Landschaft, die mir tagelang vorkam wie ein Bilderbogen, den ich zu Hause sitzend blättere, plötzlich zur traumhaften Ferne wird, in der ich selber bin, weit, weit? Und jener süße Schmerz mich eine andere Lebensmöglichkeit ahnen läßt: daß ich vielleicht ein ganz anderer sein könnte als ich bin und hier unter diesen Palmen etwas versäumt habe? Darauf kommt es nämlich an. Solange die Dinge bloß Schauobjekte sind, sind sie nicht weit. Doch einmal sieht man sich selber fremd in fremder Tracht unter den Zypressen oder Palmen vorbeigehen, wittert versäumte Heimat und sieht sich selber weit, weit.

Nicht Trachten, nicht Bauten und auch Landschaften selten: Augen sind es meistens, aus denen einem dieses Gefühl der eigenen Ferne entgegensteigt, Augen, die einen fremden Ausdruck haben, den man nicht kennt und doch zu erkennen scheint. Selten Männeraugen. Denn ähnliche Arbeit und ähnliche Sorgen machen die Männerpsychologie überall gleich. Aber die Frauen sind weniger egalisiert und bleiben vielfach fremde Gewächse fremder Natur. Sie sind Schauobjekte, die dich anschauen, und ihr Blick wird zur magischen Brücke für dich zu jener fernen Fremde, in der du ein ganz anderer sein könntest. Reisen ist ganz gewiß im Grunde ein erotisches Erlebnis.

Wahrscheinlich werden Frauen ihre eigenen Fernen in fremden Männeraugen erblicken. Ich habe einmal eine Anekdote von Immanuel Kant gehört oder gelesen, die mir so schön und tief vorkam, daß ich mich gehütet habe zu kontrollieren, ob sie authentisch ist. Der Königsberger Philosoph, dem besonderer Sinn für Erotik nicht nachgesagt wird, soll einmal um Rat befragt worden sein betreffs des Lehrplanes der höheren Töchterschulen. Und der pedante Erkenntnistheoretiker soll den Rat gegeben haben, es möge unter anderem Geographie unterrichtet werden, damit die deut-

schen Mädchen, die niemals über ihre Stadtgrenzen hinauskommen werden, von fremden und anderen Männern hören. „Denn eine Sehnsucht soll wach bleiben in ihnen.“ — Ja, in dieser Sehnsucht, von der Kant (der bekanntlich so gerne Reisebeschreibungen gelesen hat) hier spricht, in dieser Sehnsucht schläft irgendwo der süße Schmerz des Weit-seins und will geweckt werden.

Seltsamerweise ergriff mich dieses Gefühl am stärksten und deutlichsten nicht beim Anblick eines A-Blicks, sondern im Garten des „Weißen Turms“ von Saloniki, der, wiewohl es Lefkos Pyrgos heißt, nichtsdestoweniger ein ganz gewöhnlicher „Prater“ ist. Nur eben am Meer. Eben.

Es war am Abend und bleiche Segler geisterten im blauen Dunkel, ferne funkelten die Lichter eines Dampfers, der nach dem Pyreus fuhr, und ein unbekannter Fischgeruch war in der Luft.

Aber auch der unbekannte Fischgeruch hat es mir nicht angetan. Sondern die bekannte Musik. Im Lefkos Pyrgos spielte man ein Potpourri aus „Tosca“. Es hätte jede andere Oper oder Operette sein können. Die Musik schien den Sinn der fremden Umgebung zu deuten, so wie sie im Kino zu jeder Szene paßt. Denn die Musik ist eben die Sprache jener unbestimmten Fremde und weckt jene süße Wehmut des Weit-seins. Das hat man auch zu Hause in ihr gehört und jetzt ist es, als wäre man ihr nachgereist und wäre in der fremden Heimat der Musik — weit, weit. Dann ist dieser seltsame Schmerz wie ein umgekehrtes Heimweh. Es ist wie ein Verloren- und Vergessensein. Ich bin so weit — fühlt man — und keiner weiß wo (ja, keine) und zu Hause geht das Leben weiter und glättet sich über meiner Spur. Und ich sitze hier allein und unbekannt, und bleiche Segler geistern im blauen Dunkel, o ein ferner Dampfer . . . suchte ich nicht eben dies? Es ist ein Vorgeschmack des Nirvanaglücks. Und doch ein wehes Glück.